Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins = Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 55 (1967)

Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1090

Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Sonne im Wald

Aufnahme Gertrude Fehr, Territet

Bern, 20. September 1967

55. Jahrgang Nr. 9

RUHIG schlägt Ihr Herz mit

Zellers
Herz- und Nerventropfen

Dragées: Dose (60 Drag.) Fr. 3.60
Kurpackung (350 Drag.) Fr. 18.–

Flüssig: Fr. 4.40 und Fr. 8.20
Kurpackung (4 gr. Fl.) Fr. 27.–

Erhältlich in Apotheken und Drogerien

BÜNDNER FRAUENSCHULE CHUR

Mitte April 1968 beginnen die

Ausbildungskurse für

Hauswirtschaftslehrerinnen

Dauer 2 Jahre,
inkl. Schulpraktikum
Eintrittsalter 19 Jahre

Haus- und Heimpflegerinnen

Dauer 1¾ Jahre,
inkl. Praktikumszeit
Eintrittsalter 19 Jahre

Prospekte und Auskünfte erhalten Sie bei der Schulleitung der Bündner Frauenschule Loestr. 26, 7000 Chur

---

TAUSEND —SCHERBEN— KÜNSTLER

K. F. Girtanner

Brunngasse 56
Bern
Tel. 031 22 61 15

Atelier für zerbrochene Gegenstände (ohne Glas) Auch Puppenreparatur

---

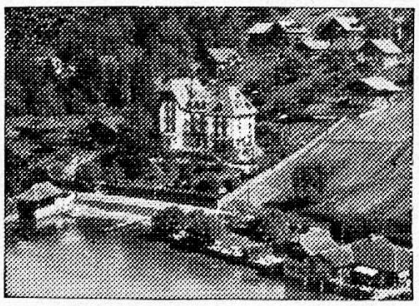
Erholungsheim Sonnenhalde Waldstatt

Appenzell A.-Rh.

bietet Müttern mit oder ohne Kinder sowie Töchtern Erholung zu bescheidenen Preisen. Separates Kinderhaus. Zentralheizung, fliessendes Wasser. Von den schweiz. Krankenkassen anerkannt.

Geöffnet von Mitte März bis November

Nähere Auskunft erteilt gerne die Heimleitung Telefon 071 51 20 53



Restauration das ganze Jahr
Hotel offen: März bis November

Kurhotel Eden-Elisabeth

3654 Gunten/Thunersee **033 7 35 12**

Besonders milde Lage für Erholungskuren
Auf Wunsch Diät
Eigenes Seebad, Liegewiese
Gediegene Räume für Familienfeste und Tagungen
Restaurationsterrasse mit schönstem Rundblick über See und Berner Alpen
Spezialitäten

Mit höflicher Empfehlung
Familie R. Zimmermann-Ammann, Küchenchef

ZENTRALBLATT DES SCHWEIZERISCHEN GEMEINNÜTZIGEN FRAUENVEREINS

Redaktion

Frau M. Humbert, 3654 Gunten, Tel. 033 7 34 09
(Manuskripte an diese Adresse)
Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Hallwylstr. 40
3000 Bern, Tel. 031 43 03 88

Abonnemente und Druck: Büchler + Co AG

Inserate: Büchler-Inseratregie
3084 Wabern, Tel. 031 54 11 11
Postscheck 30 - 286

Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 4.20;
Nichtmitglieder Fr. 5.20
Die Zeitschrift erscheint monatlich. Nachdruck des Inhaltes unter Quellenangabe gestattet

Postschecknummern:
Zentralkasse des SGF 30 - 1188 Bern
Adoptivkinderversorgung 80 - 24270 Zürich
Baufonds der Gartenbauschule Niederlenz 82 - 4001 Schaffhausen

Aus dem Inhalt

Kleine Welle 161
Zwischenbilanz 162
Ehret unsere treuen Haushalthilfen 164
Mitteilung der Sektion Bern 165
«Die Problematik der Entwicklungshilfe» 166
Aus unseren Sektionen 177
Die Hausfrau als Finanzmacht 179

Kleine Welle

Kleine Welle, die du plauschend
unaufhörlich auf mich zukommst,
wie erfühlsam ist deine Gegenwart:
rhythmischem Atem gleich.

Du bist Ton und Form, in die sich ergiesset
der Sinn, der aus den Gedanken entsprossen.
Du trägst ihn fort:
dem Spiele gleich.

Und schon bist du wieder da
und lockst zu neuem Sinnen und Trachten
um Geschehenes und in der Zukunft Verborgenes:
dem Träumen gleich.

Wie unerschöpflich ist dein Wechsel
vom Berg zum Tal,
und vom Schatten zur Sonne:
dem Leben gleich.

Dein Blick geht nach oben und gilt dem Himmelsblau,
mit dem du wetteiferst.
Ein Teil nur, aber dennoch:
der Schöpfung gleich.

Dein Schlag weiss um Kommen und Vergehen, Gemeinschaft und Stille.
Und all das bringst du als Bote ans stille Ufer
dem Lauschenden:
der ewigen Botschaft gleich.

M. Humbert

Zwischenbilanz

«Hilfe aus eigener Kraft» – was mögen Sie, liebe Sektionspräsidentinnen und Mitarbeiterinnen, damals gedacht haben, als in der Februarnummer unseres «Zentralblattes» unsere Pläne zur Äufnung eines Baufonds für die Gartenbauschule in Niederlenz kurz dargelegt und zur aktiven Mitarbeit aufgerufen wurde?

Inzwischen sind sechs Monate intensiver Arbeit im Sinne der *Orientierung der Sektionen* und der Organisation von Aktionen innerhalb derselben verstrichen, sechs Monate, die reich waren an täglichen Überraschungen und Freude.

Es fing an mit der telefonischen Anfrage einer Sektionspräsidentin, welchem Werk wohl der Überschuss aus dem günstigen Ertrag des Brockenstubeverkaufs zugewiesen werden könnte. Die Antwort – das können Sie sich alle vorstellen – fiel nicht schwer. Kurz darauf berichtete eine Sektionspräsidentin, alle Mitglieder ihres Vorstandes möchten einen individuellen Beitrag leisten nebst der grosszügigen Spende aus der Vereinskasse. Dies hat uns ganz besonders gefreut, spürten wir doch daraus die Verantwortung, die jedes einzelne Mitglied zu tragen bereit war.

Bald folgten originelle Aktionen, von denen wir nur einige wenige erwähnen können: Auf den Palmsonntag hin wurden die ersten Frühlingsblumen, Tulpen und Primeln, verkauft, ein Kindertheater aufgeführt und zwei Torten auf amerikanische Art versteigert. Der ganze Erlös von über 1000 Franken floss in unsern Baufonds. Eine andere Sektion stellte aus Filz reizende kleine Gärtnerschürzchen her mit der Aufschrift «Gartenbauschule Niederlenz» und schrieb nach der Vereinsversammlung: «Die Gärtnerschürzchen als Saalabzeichen und ein Kalenderzettelverkauf brachten uns die Summe von 400 Franken ein, welchen Betrag wir Ihnen nun mit *Freuden* überweisen.» Als besonders attraktiv erwies sich die Idee, unserm Anliegen durch einen duftenden Blumengruss zum Durchbruch zu verhelfen: herrliche Rosenknospen, die uns von der Firma Hänni in Dietlikon unentgeltlich geliefert wurden, begleiteten mich auf mancher Vortragstour und fanden auch an den zahlreichen, von verschiedenen Sektionen veranstalteten «Rosentagen» reissenden Absatz. Der finanzielle Erfolg übertraf überall unsere Erwartungen! Wir dürfen an dieser Stelle der Firma Hänni für ihr Entgegenkommen besonders danken, ebenfalls Frau Hänni für ihren grossen persönlichen Einsatz.

Es gäbe noch viel Erfreuliches, manches Beispiel wahrhaft *eindrücklicher Einsatzbereitschaft* zu erwähnen: In diesem Zusammenhang sei nur kurz auf eine Sektion hingewiesen, deren Vorstandsmitglieder es sich zur Pflicht gemacht hatten, sämtliche Passivmitglieder aufzusuchen und um einen Beitrag zu bitten: Ein vorbildliches Mitwirken einer Sektion, die einige hundert Passivmitglieder zählt! Und das Vorgehen einer andern Sektion sei auch noch erwähnt: «700 Trinkeier wurden von Kommissionsfrauen gespendet. Diese erfuhren mittels aus Rinde gewonnenen Holzfarben, Zwiebelhäuten, Textilfasern, mit Pinsel und Ätzen eine wahre Verwandlung in Kunstwerke, so dass sie sich zu Fr. 1.– pro Stück verkaufen liessen. Gratis gespendete Tulpen und Osterglocken wurden zu Sträusschen gebunden und zu Fr. 2.50 bis Fr. 3.– verkauft. Bauernfrauen

spendeten Brote und Zöpfe, und all die herrlichen Dinge wurden dann von Schülern auf der Strasse und von Frauen an Verkaufsständen auf dem Gemeindeplatz verkauft. Dank einer wohlausgedachten Propaganda konnten trotz dem nassen und kalten Wetter alle die mit viel Liebe vorbereiteten Leckerbissen bis mittags 12 Uhr schlank abgesetzt werden.» Der finanzielle Erfolg war prächtig.

Die ehemaligen Schülerinnen von Niederlenz der Klasse 1917–1919, die ihr 50-Jahr-Jubiläum gemeinsam feierten, erwiesen uns durch eine bewegende Geste der Dankbarkeit ihren Helferwillen. So könnten wir Beispiel an Beispiel anführen, die uns alle mit Freude erfüllen. Unsere Prognose hat sich als richtig erwiesen: die *besten Ideen stammten aus den Sektionen selbst,* die in völliger Freiheit für unser Gemeinschaftswerk Niederlenz, für die notwendigen betrieblichen Erneuerungen sich nach Kräften eingesetzt haben.

Natürlich sind uns auch Zuschriften zugegangen von Sektionen, die sich wegen grosser regionaler Aufgaben nicht oder nur in bescheidenem Masse beteiligen konnten. Dafür haben wir Verständnis, denn jedem «liegt das Hemd näher als der Rock.» Um so tiefer sind wir gerührt über unzählige Beiträge von vielen, sehr vielen Sektionsmitgliedern, die unsere Schule nur vom Hörensagen kennen: von Bergellerinnen beispielsweise, die in einer für viele von uns weit entlegenen Welt und kaum im Reichtum leben!

«Niemand versprach sich viel von der Aktion der Flugblätter mit den Einzahlungsscheinen», so hiess es in einem Brief. Die diese Ansicht vertraten, haben sich getäuscht, denn nach einer gewissen Anlaufzeit hagelte es förmlich von Überweisungen von kleinern und grössern bis zu grossen Beträgen auf unser Postscheckkonto 82 - 4001. Die Absender rekrutierten sich nicht ausschliesslich aus Mitgliedern; zahlreiche uns unbekannte Frauen und Männer, ja sogar Vereine, die unserm Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein nicht angeschlossen sind, bezeugten durch ihre Spende ihr Interesse und Verständnis für unser Anliegen. Meine Mitarbeiterin, Frau Mettler, die eine äusserst sorgfältige Buchhaltung führt, hatte zuweilen täglich 30 bis 40, ja sogar bis 60 Verdankungen zu schreiben, und sie tat dies mit grosser Freude. Wir haben uns zur persönlichen Verdankung entschlossen, weil wir allen, die uns geholfen haben, mit einigen Worten unsere Dankbarkeit und unsere Freude zum Ausdruck bringen wollten. Leider war dies in einigen Fällen nicht möglich, weil wir den Absender nicht entziffern konnten.

Wir haben eine Welle der Sympathie und der Solidarität empfangen dürfen und setzen unsere Arbeit frisch und freudig fort. Und da nun das Stichwort Solidarität gefallen ist, sei mit besonderer Dankbarkeit erwähnt, dass sich auch die Aargauer, die Zürcher und die Schaffhauser Frauenzentralen in den Dienst unserer Aktion stellen.

Und nun: *wie sieht das Ergebnis unserer Zwischenbilanz aus?*

Bis zum 15. August 1967 sind total

Fr. 129 450.–

auf unser Postscheckkonto 82 - 4001 einbezahlt worden! Das ist eine ansehnliche Summe, ein hocherfreuliches Resultat. Bis Ende 1967 wird der Saldo noch

anwachsen, da noch verschiedene Aktionen bevorstehen und von seiten verschiedener Berufsverbände Beiträge in Aussicht gestellt worden sind. Gewiss, wir sind uns wohl bewusst, dass wir uns noch weiter anstrengen müssen, um unserm Ziele näherzukommen. Wir wollen uns auch in keiner Weise faszinieren lassen von Zahlen, wichtiger ist uns der freudige und anspornende Einsatz so vieler unserer Mitglieder, der uns beweist, dass wir uns alle verantwortlich fühlen für unser Gemeinschaftswerk.

Und nun sage ich allen, die mitgeholfen haben, diese grosse Summe zusammenzutragen, im Namen des Zentralvorstandes unseres Vereins von ganzem Herzen *Dank*. In diesen Dank seien unsere Kantonal- und Sektionspräsidentinnen in besonderer Weise eingeschlossen, die viel Mühe und Arbeit auf sich genommen haben. Ohne ihr Vertrauen und ihre Mithilfe wären wir heute noch nicht so weit. *Diese gemeinsame Aktion hat uns in besonderer Weise miteinander verbunden,* und dies bedeutet mehr als aller Wert in Geld.

Wie lautete doch der frohe Zuruf der Präsidentin einer kleinen Emmentaler Sektion?: «Wir machen dann auch wieder mit, wenn die Samentäschli verschickt werden!»

Mögen im kommenden Frühling und Sommer Tausende von Samen sich zu goldleuchtenden *Sonnenblumen* und farbenfrohen Kapuzinerli entwickeln zur Freude aller, die sie liebevoll betrachten!

In dieser Erwartung grüsst Sie Ihre

D. Rippmann, Zentralpräsidentin

Ehret unsere treuen Haushalthilfen!

Die Sektionen des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins gelangen an Sie, liebe Haus- und Geschäftsfrauen. Wie jedes Jahr wollen wir an unsere tüchtigen und treuen Haushalthilfen denken und sie ehren. Seit über 50 Jahren führen wir die Diplomierungen, die Ehrungen im Gemeinnützigen Frauenverein durch. Dieses Jahr sollen nun erstmals auch die langjährigen Stundenfrauen mit einbezogen werden. Sie sind unsere treuen Helferinnen geworden. Die Zahl der Familien, die dauernde Hausangestellte beschäftigen, nimmt ab, an ihre Stelle sind die hilfreichen Stundenfrauen getreten. Die Berechtigung zur Diplomierung bei den Hausangestellten beginnt bei vollen fünf Jahren Angestelltenzeit am gleichen Arbeitsort und wiederholt sich alle fünf Jahre. Stundenfrauen müssen drei halbe Tage pro Woche am gleichen Arbeitsplatz gearbeitet haben, um zu den Ehrungen von fünf Jahren berechtigt zu sein. Sind die Hilfen weniger als drei halbe Tage am gleichen Ort tätig, so beginnt ihre erste Ehrung bei zehn Jahren Dauer.

Durch Vermittlung des SGF ist der Arbeitgeberin die Möglichkeit geboten, ihrer Hilfe im festlichen Rahmen ein Geschenk überreichen zu lassen. Für unsere

Hilfen bedeutet es viel mehr, wenn die Anerkennung in dieser Umgebung stattfindet. Eine Ehrung zusammen mit andern treuen Helferinnen stimmt festlicher, macht mehr Freude als die Anerkennung vielleicht anlässlich einer kleinen Znünipause.

Darum, liebe Hausfrauen, wir wollen ja Freude bereiten und unsere Dankbarkeit zeigen. Melden Sie Ihre Hilfen bei unsern Kantonalvertreterinnen an. Sie werden dann die Liste der hübschen Gaben erhalten, die Sie durch die Vermittlung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins beziehen können. Gerne geben Ihnen die Vertreterinnen Auskunft über eventuelle Fragen. Nachstehend die Adressen, an die Sie sich wenden können:

Aargau: Frau C. Wartmann, Laurstrasse 11, 5200 Brugg
Appenzell: Frau H. Schmid-Meyer, 9043 Trogen
Baselland: Frau B. Thommen-Grieder, «Bechenmatt», 4643 Diepflingen
Basel-Stadt: Fräulein Elisabeth Müller, Neubadstrasse 81, 4000 Basel
Bern-Stadt: Frau A. Brandenberger, Diesbachstrasse 6, 3012 Bern
Bern-Kanton: Frau H. Ryser-Schwarz, Wiesenstrasse 1, 3600 Thun
Glarus: Frau D. Luchsinger-Köppel, Waisenhausstrasse 10, 8750 Glarus
Graubünden: Fräulein A. Lenggenhager, Loestrasse 82, 7000 Chur
St. Gallen: Frau Rosmarie Weber, Burgacker 26, 9000 St. Gallen
Luzern: Fräulein A. Wyss, Sekretariat GFV, Frankenstrasse 3, 6000 Luzern
Schaffhausen: Frau A. Hitz-Baeschlin, Finsterwaldstrasse 105, 8200 Schaffhausen
Schwyz: Frau T. Scaler-Bürgi, Rigistrasse, 6510 Goldau
Solothurn-Stadt und oberer Kantonsteil:
Frau H. Roetheli-Grieshaber, Von-Roll-Weg 2, 4500 Solothurn
Olten und unterer Kantonsteil:
Frau H. Ackermann-Brunner, Florastrasse 68, 4600 Olten
Tessin: Frau Pfarrer B. Comba-Baumann, Via Besso 61, 6900 Lugano
Thurgau: Frau E. Burgermeister-Walder, Blumenweg 12, 8590 Romanshorn
Neuenburg: Frau E. Wegmann, Faubourg de l'Hôpital 43, 2000 Neuenburg
Waadt/Wallis: Frau W. Bolliger, Grand-Rue 104, 1820 Montreux
Zug: Fräulein L. Bose, Alpenstrasse 8, 6300 Zug
Zürich: Frau M. Lüthi-Huber, Kirchstrasse 19 b, 8104 Weiningen ZH
Für den Kanton Genf wende man sich bis auf weiteres an:
Frau A. Hitz-Baeschlin, Finsterwaldstrasse 105, 8200 Schaffhausen

Mitteilung der Sektion Bern

Im Oktober findet keine Mitgliederzusammenkunft statt.

Wir möchten unseren Mitgliedern den Verkauf, der von unserer Arbeitsstube am 17. Oktober 1967 durchgeführt wird, sehr empfehlen.

Der Vorstand

«Die Problematik der Entwicklungshilfe»

Referat, gehalten an der Jahresversammlung 1967 von Dr. iur. Walter Staehelin, Redaktor an den «Basler Nachrichten»

Ja, wir müssen es zugeben: die Entwicklungshilfe steckt in einer Krise. Der anfänglichen Begeisterung ist die Ernüchterung gefolgt, und wenn nicht alles so läuft, wie wir es gerne möchten, so sind wir immer geneigt, die Fehler einzig bei den «andern» zu suchen. Da die unterentwickelten Völker trotz unserer gewaltigen materiellen Hilfe keine oder nur geringfügige Fortschritte erzielen, sprechen wir bereits von einem Fass ohne Boden und fügen hinzu: «Sie verschleudern unsere Hilfe und strengen sich nicht an, aus ihrem Elend herauszukommen, ja sie sind süchtig und faul geworden und glauben sogar, wir seien auf ewig verpflichtet, sie mit unsern Geldeinspritzungen und Nahrungsmittellieferungen am Leben zu erhalten.» Wir verweisen in diesem Zusammenhang auch gerne darauf, dass die Amerikaner vor genau 20 Jahren dem vom Kriege zerstörten Westeuropa die sogenannte Marshall-Hilfe gewährten, und zwar in Form von zehn Milliarden Dollar innert vier Jahren, was bei uns zu einem völlig ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung führte.

Doch eben da liegt unser entscheidender Fehler. Wir gehen immer wieder von der grundfalschen Voraussetzung aus, dass die unterentwickelten Völker genau dieselbe Denkweise und denselben Arbeitseifer und Produktivitätswillen haben wie wir, dass sie über ein ähnlich festgezimmertes Staatswesen und einen ähnlichen Bildungsstand verfügen wie wir. (Vor zehn Jahren noch galt es als unschicklich, von unterentwickelten Völkern zu sprechen. Man nannte sie Entwicklungsvölker, eine Bezeichnung, die eigentlich viel eher auf unsere dynamische Industriegesellschaft passt.)

Kurzum: wir vergleichen Unvergleichbares. Wir sehen nur die Entwicklungs*möglichkeiten* vor uns und stellen danach unsere Berechnungen auf, aber wir übersehen geflissentlich auf der andern Seite den Mangel an *Entwicklungsbereitschaft*. Wir überschätzen die farbigen Völker insofern ganz gewaltig und muten ihnen Einsichten zu, die sie noch nicht haben können und die es zuerst einmal zu wecken gilt. Diese Feststellung der Tatsachen entspringt keiner geistigen Überheblichkeit, wie es mitunter behauptet wird unter Hinweis darauf, dass diese hilfsbedürftigen Völker schon grosse Kulturen hervorgebracht haben und ein hochentwickeltes menschliches und soziales Empfinden besitzen. Das will ich nicht bezweifeln, doch wiederum gilt es hier, Unvergleichbares nicht zu vergleichen. Das Problem ist nicht, den farbigen Völkern eine angeblich höhere Kultur und Humanität aufzuschwatzen, sondern ihnen die Voraussetzungen zu geben, dass sie aus eigener Kraft den Anschluss an die Weltwirtschaft finden, auf dass sie nicht noch ärmer werden, während wir im Reichtum fast ersticken.

Eben weil wir in der naiven Vorstellung verhaftet waren, dass die Farbigen die gleiche Mentalität und die gleichen Voraussetzungen mitbringen wie wir,

dachten wir, es genüge, ihnen einfach nach dem Muster des Marshall-Planes Kredite einzuräumen, und dann werde sich alles von selber lösen. Wir muteten ihrem jungen Staatswesen sogar zu, sie könnten sich derweise in Treibhäuser verwandeln und einen Entwicklungsprozess über Nacht nachholen, der bei uns Jahrhunderte benötigte. Wir konnten es kaum erwarten, dass unser Geldsegen in Asien und Afrika Wirtschaftswunder über Wirtschaftswunder hervorzaubere, statt uns mit Geduld zu wappnen. Doch was die Geduld anbelangt, so sind *wir* in unserer hastigen Lebensweise als unterentwickelt zu bezeichnen. Es entspricht auch unserer einseitigen materialistischen Betrachtungsweise, dass wir uns einbildeten, mit Geldgeben sei alles getan. Ich möchte dem jetzt schon eine andere These gegenüberstellen: Entwicklungshilfe ist in erster Linie nicht materieller, sondern ethischer Natur, sonst führt sie in die Irre.

Entwicklungshilfe ist ein geistiges Problem

Woher aber kommt es, so werden Sie mich fragen, dass uns die falsche Einschätzung der Menschen und Dinge derart hypnotisieren konnte, obwohl es doch nie an warnenden Stimmen gefehlt hat? Um dies zu erklären, muss ich etwas weit ausholen. Den Ersten und Zweiten Weltkrieg hat nicht nur Deutschland mit seinen Verbündeten verloren, sondern Europa als Ganzes. Es hat seine Weltstellung verloren und musste schliesslich auf sowjetischen und amerikanischen Druck hin seine Kolonien räumen. Das war an sich gewiss kein Unglück, nur musste dies in übereilter Weise geschehen, so dass weltpolitisch betrachtet in Asien und Afrika gewissermassen Hohlräume entstanden, in denen sich nun die neuen Imperialisten, nämlich die beiden Weltmächte Vereinigte Staaten und Sowjetunion, einzunisten versuchten. Nicht etwa durch die in Acht und Bann erklärte gewaltsame Besetzung, sondern durch antikolonialistisches, das heisst antieuropäisches Gerede, politische Agenten und reichliche wirtschaftliche Hilfsversprechen. Es setzte ein fast schwindelerregender Wettlauf zwischen Washington und Moskau um die Gunst der farbigen Völker und vor allem um die Gunst der farbigen *Häupter* in den jungen Staaten ein. So kam es zu jener Entwicklungshilfe von Staat zu Staat mit machtpolitischen Hintergedanken, in welcher die ursprünglichen menschenfreundlichen Motive bald nicht mehr zu entdecken waren. Politische Entwicklungshilfe verdirbt nicht zuletzt den Charakter der Nehmenden und entartet regelmässig in Bestechung und Korruption. Man steckte die sogenannte Entwicklungshilfe in die Taschen der regierenden Häupter, wo sie dann versickerte. Derweise bereicherte sich mancher farbige Staatschef in geradezu märchenhaft schamloser Weise. Man drängte ihn ja dazu, so dass er einfach nicht mehr der Versuchung widerstehen konnte. Einige unter diesen neuen Herren verstanden es ausgezeichnet, Washington und Moskau in diesem Pokerspiel gegeneinander auszuspielen und den Preis ihrer Gunst immer höher zu schrauben. Protzige Paläste entstanden mitten unter den hungernden Massen, und auch gigantische Fabrikanlagen, die lediglich dem Prestige galten und später wieder zerfielen. Nutzniesser dieses Überflusses in der schrecklichsten Armut waren auch die Sippenangehörigen der Beschenkten. Sie tauchten überall auf, auch bei uns in der Schweiz, mit Luxuslimousinen und in den teuersten

Nachtlokalen. *Dies* diskreditierte die Entwicklungshilfe in erster Linie. «Geben wir hierfür das Geld?» Ich musste dies öfters hören, wobei ich alle Mühe hatte, klarzumachen, dass keine einzige schweizerische Institution diese geradezu kriminelle Entwicklungshilfe mitmache. Nun hatte man also die neuen Sündenböcke: Nkrumah aus Ghana und wie sie alle hiessen. Dabei muss man sich doch bewusst sein, dass das, was wir als Korruption bezeichnen, in den Augen dieser Leute ganz natürlich ist. Man nimmt das Geld dort, wo man es findet, und man lässt nach uralter Tradition nur jene an die Krippe zu, die dem gleichen Stamm, der gleichen Sippe oder dem gleichen Kral angehören. Es gilt die alte chinesische Moral, wonach man den Staat bestehlen darf, wenn es der Familie nützt.

Trotzdem wurden die Amerikaner und die Russen nicht müde, es überall auszuposaunen, dass einzig wir Europäer an der Misere in der farbigen Welt schuld seien, weil wir die farbigen Völker ausgebeutet hätten. Zuletzt glaubte man das auch bei uns und bildete sich ebenfalls ein, es genüge, diesen Ländern die Freiheit und Geld zu geben, um sie in kürzester Zeit glücklich und reich zu machen.

Nun bitte ich Sie, mich nicht etwa falsch zu verstehen. Wir haben in der Kolonialgeschichte ein entsetzliches Mass von Schuld auf uns geladen. Wir haben Schwarze wie Tiere behandelt, und wir haben sie ausgebeutet. Ich sage ausdrücklich *wir* und nicht bloss die Kolonialmächte, denn wir Schweizer genossen ja in den überseeischen Gebieten den Schutz dieser Kolonialmächte und liessen es uns wohl sein, wenn wir uns an ihren Geschäften beteiligen konnten. Wir wollen aber nicht nur Schwarzmalerei betreiben. Unsere Missionen haben seit vielen Jahrzehnten Entwicklungshilfe geleistet, bevor dieses Wort erfunden war, nur war es lange Zeit eine billige Mode, ihre Tätigkeit zu belachen und zu sagen, man möge doch die Naturvölker in ihrer paradiesischen Unschuld und Unberührtheit belassen. Es ist ungerecht und irreführend, immer nur auf die *Ausbeutung* der Farbigen durch die Kolonialmächte zu verweisen. Die Farbigen waren in den letzten Jahren so wenig mehr die Ausgebeuteten wie etwa bei uns das Proletariat, sondern in dem Sinne sogar die Nutzniesser unserer Konjunktur, als die Kolonialmächte immer mehr Mittel in die Kolonien steckten, um ihnen zu helfen und unter ihnen eine Elite heranzubilden. Sie sind derweise wirklich zur Bürde des weissen Mannes geworden. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass diese Hilfe nicht uneigennützig war, sondern dem überall aufkommenden Unabhängigkeitswillen einen Dämpfer aufsetzen sollte.

Neuerdings hat sich zum Glück die Erkenntnis ganz allgemein durchgesetzt, dass die These der Ausbeutung zum mindesten nicht mehr ganz zeitgemäss ist und dass die Ursachen der Unterentwicklung bestimmt nicht allein bei uns zu suchen sind. Und so schwingt das Pendel der öffentlichen Meinung wieder einmal in gefährlicher Weise von einem Extrem in das andere. Gestern noch kam jeder in den Geruch, ein Rassenfanatiker zu sein, wenn er den Farbigen als andersgeartet bezeichnete. Heute fällt man wieder in den alten Aberglauben zurück, dass der Afrikaner oder der Asiat eben doch minderwertig sei und jede Hilfe für ihn zum Fenster hinausgeschmissenes Geld bedeute.

Diese These der Minderwertigkeit ist bedenklich und übrigens auch unchristlich. Sie erinnert nur zu sehr an das nationalsozialistische «Gedankengut». Sehr vielen Leuten ist es denn auch nicht wohl dabei. Sie suchen nach andern Erklärungen dafür, dass trotz Entwicklungshilfe die reichen Völker reicher und die armen Völker ärmer werden. Und so greifen sie auf eine früher vielgehörte These vom Klima und von der Bodenbeschaffenheit zurück. Genau gesagt, dass in gewissen Ländern das Klima zum Arbeiten zu heiss und der Boden zu ausgedörrt sei. Ich kann mich mit dieser Auffassung nicht befreunden, so einleuchtend sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Wir wissen schliesslich, dass es vor Jahrtausenden schon am Nil und am Euphrat, in Indien und in China blühende Kulturen gab und reiche Länder, während bei uns im Norden noch unterentwickelte germanische Horden im Bärenfell in den Höhlen hausten. Wir wissen auch aufgrund von Zeichnungen und Dokumenten, dass es damals in diesen Ländern ebenso heiss war, wie es heute noch ist. Nordafrika war in der Antike die Kornkammer Roms. Heute ist dort die Wüste, nicht weil sich zuerst das Klima verändert hätte, sondern weil die Nachfolger der Römer Zerstörer und keine konstruktiven Menschen waren. Die Bedingungen für den Landbau verschlechtern sich erst dann, wenn die Menschen nachlässig sind, und sie verbessern sich, wenn der menschliche Wille um Aufbau vorhanden ist. Israel ist ein junger Staat, in dem die Industrialisierung und die Bodenbebauung rasch voranschreiten, ein Staat, der in weniger als 20 Jahren aus der Wüste gewachsen ist und den Anschluss an uns gefunden hat. Israel leistet jetzt sogar in Asien und Afrika Entwicklungshilfe. In seiner Nachbarschaft sehen wir Staaten, die genau die gleiche Wüste geblieben sind wie vorher. Warum? Es heisst immer wieder, dass die Israelis eben in rauhen Mengen Entwicklungshilfe von ihren Glaubensbrüdern in Europa und namentlich in Amerika erhalten haben. Hierzu möchte ich bemerken, dass diese Zuschüsse nur ein Bruchteil dessen sind, was gewisse arabische Staaten im gleichen Zeitraum an Petrol-Royalties erhalten haben. Die These vom Klima und der Bodenbeschaffenheit gibt also keine befriedigende Antwort auf unsere Frage, auch wenn sie in einem beschränkten Umfang zu berücksichtigen ist.

Ethos der Arbeit

Des Rätsels Lösung liegt anderswo. Sie liegt nicht in den materiellen Belangen, sondern im Geistigen. Es ist bezeichnend für unser bereits erwähntes materielles Denken, dass wir unsere Antworten nie im Ethischen, geschweige denn im Religiösen suchen wollen. Wir müssen indessen davon ausgehen, dass das Ethos der Arbeit in keinen andern Religionen zu finden ist als im Judentum und im Christentum. Die Entwicklung Israels mitten in einer stagnierenden Umwelt ist also keinem glücklichen Zufall zuzuschreiben. «Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen», heisst es schon im Alten Testament, und dieses Arbeitsethos übernahm dann das Christentum von den Juden. «Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen», so steht es bezeichnenderweise in einem Brief von Paulus an die Thessalonicher geschrieben. Auch die christliche Urkirche hat der Arbeit einen hohen Rang zugewiesen. Die frühen Orden haben aus-

nahmslos die Arbeit als eine religiöse Pflicht empfunden. Das legte die Grundlage für die einzigartige Entwicklung des Abendlandes, die ohne christliche Ethik undenkbar gewesen wäre. So sind im Mittelalter dann die Gilden und Zünfte entstanden, und die soziale Aufwertung der breiten bürgerlichen Mittelschichten hat den Erfindergeist angetrieben. Das selbstbewusste Bürgertum hat dann die Feudalherrschaft des Mittelalters abgeschüttelt und uns in die demokratische Neuzeit hineingeführt. Heute wissen wir, dass es ohne die breiten und arbeitsamen Schichten mit keinem Geld in der Welt möglich ist, aus der Unterentwicklung herauszukommen. Diese Voraussetzungen aber kann man nicht von einem Tag auf den andern schaffen, auch wenn sich die Entwicklung bis zu einem gewissen Grade beschleunigen lässt. Es geht aber dabei um Generationenprobleme, um eine mühevolle, menschlich jedoch lohnende Kleinarbeit.

Vergleichen wir nun einmal kurz die Einstellung der andern Religionen zur Arbeit. Für die Buddhisten gibt es vier erhabene Bewusstseinszustände, nämlich Mitleid, Güte, Mitfreude und Gleichmut. Daneben wird das irdische Dasein als Leiden verstanden. Leiden ist sogar das höchste religiöse Verdienst. Der Buddhist glaubt auch an die Reinkarnation. Das gegenwärtige irdische Dasein des einzelnen ist für ihn nur ein flüchtiger Punkt auf dem langen Weg zur Vollkommenheit. Wir sind – immer der buddhistischen Meinung nach – ohnehin im Leben stets von allerlei Dämonen umstellt. Und so ist der Buddhismus eine Religion passiver und defensiver Entsagung. Das lässt natürlich nur schwer den Willen zur Entwicklung und zur Hebung des Lebensstandards aufkommen. Man wendet dagegen ein, dass doch die Japaner auch Buddhisten seien und es trotzdem fertigbrachten, ein Industriestaat zu werden. Dazu wäre aber zu sagen, dass der Buddhismus in Japan den neuzeitlichen Erfordernissen angepasst wurde, was den orthodoxen Buddhisten ein wahrer Greuel war.

Auch der Hinduismus fordert die Abwendung vom Irdischen. Für ihn bedeutet es ein religiöses Verdienst, sich nicht um weltliche Güter zu bekümmern. Hier wird nicht verlangt, die Natur zu beherrschen, sondern einzig und allein sich selber, wie es uns die Fakire eindrücklich vordemonstrieren. Der Hinduismus ist ausgeprägt immobil und statisch und passt ebenfalls nicht in unsere dynamische Vorstellungswelt.

Im Islam sieht es nicht viel anders aus. Hier wird sogar der passive Fatalismus zuweilen auf die Spitze getrieben, und alle Aktivitäten werden ausschliesslich auf den Kampf für den Glauben konzentriert. Legt man den Koran streng und eng aus, so sind sogar alle Bemühungen, das eigene Dasein zu verändern und zu verbessern, eine Sünde wider das Gebot, dass man sich ganz und gar dem umfassenden Willen Allahs unterwerfen muss.

Und nun noch ein Hinweis auf Afrika mit seinen zahlreichen animistischen Naturreligionen. Hier steht die Magie im Vordergrund. Auch für die heidnischen Afrikaner ist die Arbeit kein sittliches Gebot. Es kommt dem Schwarzen von sich aus nicht in den Sinn, unerwünschte Naturerscheinungen wie Hochwasser, Dürre, Hungersnot, Krankheiten usw. beseitigen zu wollen, indem er selber etwas unternimmt. Er geht den Ursachen solchen Unheils nicht auf den Grund und sucht sich einzig durch Beschwörungen, Ekstase, religiöse Tänze usw. dagegen

zu schützen. Wenn der Fluss alljährlich zur Regenzeit überbordet und den fruchtbaren Boden wegschwemmt, so baut der Schwarze keinen Damm dagegen, sondern er ruft seine Ahnen und Dämonen an. Es fehlen ihm also von Haus oder besser gesagt von der Hütte aus alle notwendigen Voraussetzungen, um aus dem Zustand der Unterentwicklung herauszukommen.

Mit alledem möchte ich meine eingangs erörterte These belegen, dass Entwicklungshilfe letztlich kein materielles, sondern ein geistiges Problem ist. Nun werden Sie vielleicht einwenden, dass es uns ganz unmöglich ist, an den Grundpfeilern dieser Religionen zu rütteln und damit die Voraussetzungen für eine wirksame Entwicklungshilfe zu schaffen. Doch da möchte ich einiges zu bedenken geben. Die führenden und aufgeklärten indischen, arabischen und afrikanischen Persönlichkeiten sind jetzt überzeugt davon, dass ihre Staaten eine Synthese mit dem westlichen Gedankengut finden müssen und ihre Religionen eine Konfrontation mit den heutigen Gegebenheiten nicht scheuen sollten. Die fernöstlichen Religionsstifter wandten sich übrigens mit ihren Verhaltensregeln an eine geistige Elite und nicht an das Volk. Wenn sie auch kein Arbeitsethos verkündeten, so haben sie doch nie die Arbeit expressis verbis verurteilt. Ihre Dogmen sind sehr weitherzig, und selbst die Aufnahme christlichen Gedankengutes bildet für sie keinen Verstoss gegen die Religion. Wer schon Gelegenheit hatte, mit aufgeklärten Indern zu sprechen, der weiss, wie sehr auch ihnen die Befangenheit ihres Volkes in verstaubten Traditionen Sorge macht, Traditionen nämlich, die zwar aus der Religion entstanden sind, aber niemals als unumstösslich angesehen werden dürfen. Die aufgeschlossenen Hindus sind zum Beispiel der Ansicht, dass das Schlachtverbot für die Kühe ein veraltetes Tabu sei und keineswegs zu den Grundpfeilern der Religion gehöre. Und da dieses Problem gegenwärtig wieder einmal die Gemüter in Indien erhitzt und bei uns die Frage aufwirft, ob wir einem solchen Land überhaupt noch Entwicklungshilfe leisten sollen, möchte ich kurz darauf eingehen.

Nach den Statistiken soll es in Indien 176 Millionen heilige Kühe geben, also ungefähr eine Kuh auf drei Inder. Man rechnet uns vor, dass die indische Hungersnot mit einem Schlage behoben wäre, wenn die Hindus ihre Kühe schlachteten. Das mag eine Augenblickslösung sein. Es ist aber keine Lösung auf die Dauer, wobei erst noch zu berücksichtigen ist, dass diese Kühe mehrheitlich so mager sind, dass sie nicht einmal mehr Milch geben können. Das Schlachtverbot für Kühe ist in keinem für ganz Indien geltenden Bundesgesetz verankert, weil es sich auf kein religiöses Gebot, sondern nur auf eine Tradition stützen kann. Viele Bundesstaaten haben es aus Rücksicht auf ihre mohammedanischen Minderheiten, die sich hauptsächlich von Kuhfleisch ernähren, ebenfalls nicht eingeführt. Fanatische Gruppen sind nun beunruhigt, weil die Regierung die Absicht bekundete, das Schlachtverbot für sämtliche Bundesstaaten aufzuheben. So kam es zu wilden Ausschreitungen in New Delhi und andern Städten. Dies aber ist ein Zeichen dafür, wie sehr sich die vorgestrigen Kreise bereits bedrängt fühlen. Ihre Manifestationen sind verzweifelte Versuche, das Rad der Geschichte zum Stehen zu bringen. Gerade in diesem entscheidenden Augenblick wäre es ein katastrophaler Irrtum, wenn wir nun Indien aus Entrüstung über seine heiligen Kühe

im Stich liessen. Wenn wir unsere Hilfe an Indien jetzt einstellten, wie es hie und da gefordert wird, so würden wir damit nur das Spiel der fanatischen und reaktionären Hindus treiben und den von den aufgeklärten Hindus gesuchten Durchbruch dieses Riesenreiches in die neue Zeit hemmen.

Was nun den Islam anbelangt, so ist gleich zu bemerken, dass sich Mohammed nicht an eine Elite wandte, sondern an die Massen. Er war ein Reformer, der unter anderm die schrankenlose Vielweiberei verbot und der Frau ganz bestimmte Rechte einräumte, die sie vorher nicht besass. Das war für die damalige Zeit ein geradezu revolutionärer Fortschritt. Heute freilich kommen uns die islamischen Gesetze veraltet vor. Aufgeschlossene Moslems sind aber der Meinung, es liege durchaus im Sinn und Geist des Propheten, die Gesetze der Zeit anzupassen und eine fortschrittliche Gesinnung an den Tag zu legen. Sie machen auch darauf aufmerksam, dass manches, was wir als unumstössliches islamisches Gesetz betrachten, nichts anderes ist als ein verderblicher Ballast von längst überholten Traditionen, wie zum Beispiel der Schleier der Frauen, der mehr und mehr verschwindet. Auch die reaktionären Gottesstaaten, wo der Regierende zugleich der höchste religiöse Würdenträger ist und eine entwicklungshemmende Feudalherrschaft den Ton angibt, sind heute gezählt. Wer aber vor 50 Jahren noch als Moslem gefordert hätte, man möge Staat und Religion trennen, der wäre wohl gesteinigt oder zum mindesten als Narr betrachtet worden.

Man kann gewiss berechtigte Bedenken gegen den islamischen Sozialismus von Nasser und Konsorten anbringen, aber eines muss man anerkennen: Es geht auch hier um einen interessanten Versuch, eine Synthese zwischen Islam und westlichem Denken zu finden. In Tunesien sucht Bourguiba dasselbe auf eine liberalere Weise. Und da möchte ich eine persönliche Anekdote einflechten. Bourguiba war ausserhalb Tunesiens noch ein gänzlich unbekannter Mensch, als ich mit ihm zum erstenmal vor dem Krieg zusammentraf. Er galt in Tunis als ein Sonderling und Phantast, weil er die Trennung von Staat und Religion und die Abschaffung der Feudalherrschaft forderte. Heute hat er seinen Willen durchgesetzt. Als ich ihn bei einer späteren Begegnung über den entwicklungshemmenden islamischen Fatalismus ausfragte, antwortete er mir: «Ein Mohammedaner alten Schlages lässt das Kamel laufen, wenn er in eine Hütte tritt, und denkt: Mektoub, das heisst Schicksal, Allah hat alles vorausbestimmt. Ein modern denkender Moslem bindet das Kamel zuerst an einen Baum, sieht sorgfältig nach, ob der Strick hält, und überantwortet es erst dann dem Schutze Allahs.»

Mit alledem möchte ich sagen, dass wir uns von Rückständigkeiten und Religionen nicht allzu stark beeindrucken lassen sollen, auch wenn sie im Augenblick als unüberwindbare Hindernisse erscheinen. Das gilt namentlich auch dort, wo wir, wie in Afrika, auf Naturreligionen stossen, die an sich schon nicht an starre Dogmen gebunden sind und darum keine uneinnehmbaren Festungen darstellen. Gewiss: religions- und traditionsbedingte Entwicklungshemmungen begegnen uns auf Schritt und Tritt und stellen uns zuweilen vor schwierige Probleme, die nur mit viel Takt, Feingefühl und Geduld zu lösen sind. Das gilt namentlich für den Schwarzen Erdteil, wo neben dem Ahnenkult das einengende Stammesdenken sich der Entwicklungshilfe als Hindernis entgegenstellt. Der

überschäumende Nationalismus der neuen afrikanischen Führer wirkt oft abstossend auf uns, doch sollten wir uns nicht zu sehr darüber aufregen, denn diese Staatsmänner suchen auf diesem Wege ihren Untertanen ein Nationalbewusstsein und ein staatsbürgerliches Verantwortungsbewusstsein einzuimpfen, um die unablässigen Fehden zwischen Sippen und Stämmen zu überwinden, die immer wieder chaotische Zustände verursachen und jede Entwicklung in Frage stellen. Es wäre ein fataler Irrtum, überall dort die Entwicklungshilfe einzustellen, wo ein uns unsympathischer Mann am Steuer ist. Die Regierungen wechseln schnell, und auch ein «gottähnlicher» Tyrann wie Nkrumah in Ghana war plötzlich eines Tages nicht mehr da. Es wäre geradewegs sündhaft gewesen, nur ihm zum Trotz die Entwicklungshilfe in diesem Lande einzustellen, wo sie verhältnismässig reiche Früchte trägt.

Ich möchte nun das bisher Gesagte dahin zusammenfassen, dass das erste Ziel der Entwicklungshilfe darin bestehen muss, den Nehmenden den Ethos der Arbeit und den Sinn für die Produktivität beizubringen. Das lässt sich trotz allen Hindernissen bewerkstelligen, da ihm kein religiöses Veto oder Tabu entgegensteht. Nur ist es mit religiöser Bekehrung nicht getan, wie man früher weithin glaubte. Dies haben unsere Missionen ebenfalls eingesehen, die heute vorbildliche Säulen der Entwicklungshilfe geworden sind.

Der grundlegende Irrtum der Amerikaner, Russen und Chinesen war es, dass sie die entwicklungsbedürftigen Staaten motorisieren und industrialisieren wollten, ohne den menschlichen Problemen auf den Grund zu gehen. So als ob sich die Jahrhunderte überspringen liessen und allein schon der Anblick einer Fabrik eine andere Einstellung zur Arbeit erzeugen könne. Nicht selten stellten diese Pseudoentwicklungshelfer irgendwo eine Fabrik auf und verschwanden nach getaner Arbeit, mit dem Resultat, dass die Fabrik in kurzer Zeit zur Ruine wurde. Die völlige Unkenntnis der Verhältnisse führte bisweilen zu grotesken Fehlleistungen. Hätte ich es nicht gesehen, so könnte ich es nicht glauben, dass nämlich die Russen eines Tages Ghana mit einer langen Reihe von Schneepflügen beglückten. In Tanganjika habe ich es erlebt, wie eine grosse Zahl amerikanischer Motorpflüge in einer abgelegenen Region angekommen sind. Die Spender gingen von der an sich richtigen Idee aus, dass in Ostafrika gewisse Gegenden immer wieder von Hungersnöten heimgesucht werden, weil der Boden ungenügend bebaut ist. Und hierfür machten sie – ebenfalls nicht zu Unrecht – die vorsintflutlichen Pflüge der Schwarzen verantwortlich, mit denen man eben keine Mehrleistung fertigbringt. Das wäre also bis dahin recht und gut. Und doch steckte ein peinlicher Fehler in der Rechnung. Die Schwarzen nahmen freudig Besitz von den neuartigen Vehikeln und entdeckten auch gleich zu ihrer grossen Genugtuung, dass ein solcher Motorpflug in einer Stunde das leistet, was der Ochse in einem Tag kaum fertigbringt. Von diesem Augenblick aber arbeiteten sie ganz einfach nur noch eine Stunde im Tag auf dem Feld und lagen im übrigen auf der faulen Haut herum. Ihre Pflüge aber sind inzwischen vermutlich unbrauchbar geworden und verrostet, denn sorgfältig pflegen die Schwarzen mit solchen Dingen nicht umzugehen, und es fehlen ihnen die Ersatzteile und die Kenntnisse zugleich, um Reparaturen vorzunehmen.

Das alles zeigt, wie unsinnig es ist, bei der Entwicklungshilfe zuerst das Dach bauen zu wollen, bevor das Fundament gelegt ist. Was nützen die schönsten Pflüge und Fabriken, wenn der Sinn für regelmässige Arbeit, für Pünktlichkeit, für Verantwortung, für Produktivität und für die Zusammenhänge nicht vorerst anerzogen wird? Was nützt es, wenn kein *Humus* vorhanden ist, um es knapp zu sagen? Entwicklungshilfe darf nicht von oben nach unten gehen und nicht vom Grossen ins Kleine, sondern sie muss umgekehrt von unten nach oben und vom Kleinen ins Grosse gehen. Sie muss mit der verbesserten Bebauung des Bodens und der zweckmässigen Bewässerung, mit der neuzeitlichen Viehpflege usw. einsetzen. Wir müssen junge Fachleute hinausschicken, die in den unterentwickelten Ländern kleine Equipen bilden, um den Leuten auf einer überschaubaren Basis den Sinn und die Freude für die Arbeit beizubringen. Der Landwirtschaft gehört der Vorrang und dann dem Bau mechanischer Werkstätten und der Ausbildung von Mechanikern. Die Schweiz hat gut daran getan, in dieser Weise vorzugehen und das verächtliche Lächeln jener nicht zu beachten, die mit gigantischen Plänen aufrückten. Auch heute höre ich bisweilen noch, was wir da in Asien und Afrika machen, sei bloss ein Tropfen auf den heissen Stein. Der Vergleich ist grundfalsch. Unsere Pioniere der Entwicklungshilfe verteilen keine Almosen. Sie streuen kleine, unscheinbare Samenkörner aus, die Frucht bringen und sich vermehren. Ihre Hilfe ist Hilfe zur Selbsthilfe. Ihr Ziel ist es also, sich mit der Zeit überflüssig zu machen. Sie sagen sich: Einem Mann, der Hunger hat, gibt man nicht bloss einen Fisch, sondern man lehrt ihn gleichzeitig fischen. In einer sehr gründlichen Studie, welche die Universität von Oxford über die Entwicklungshilfe in Nepal herausgegeben hat, kommt denn auch der Autor zu dem Schluss, dass die wirksamste Entwicklungshilfe von den Israelis und den Schweizern geleistet werde.

Neuerdings wird indessen der Sinn der Entwicklungshilfe schlechthin in Frage gestellt. So wird darauf verwiesen, dass die sinkenden Rohstoffpreise für Kolonialprodukte, wie man früher sagte, den Effekt der Entwicklungshilfe zunichte machen. Tatsächlich sind bisher alle Bemühungen im Rahmen der UNO, die Rohstoffpreise zu konsolidieren, gescheitert. Es ist auch kaum zu hoffen, dass sie jemals zum Erfolg führen. Darum muss jede sinnvolle Entwicklungshilfe darauf gerichtet sein, die früheren Kolonialländer aus der Monokultur zu befreien, die sie völlig abhängig von einem oder zwei Produkten macht, ob es nun Kaffee oder Kakao oder etwas anderes sei. Nur eine vielgestaltige Landwirtschaft schützt vor den verheerenden Folgen der Missernte und der Preisstürze auf den übersättigten Weltmärkten. Solche Umstellungen erfordern Zeit, aber sie sind überall realisierbar.

Oft heisst es auch, dass die Bevölkerungsvermehrung jede Entwicklungshilfe unwirksam mache. Die einzige Rettung bestehe in der Geburteneinschränkung durch antikonzeptionelle Mittel. Man sieht darin vielerorts geradezu das Ei des Kolumbus. Wieweit man diese Forderung mit dem christlichen Gewissen vereinbaren kann, das muss ich Ihrem eigenen Urteil überlassen. Ich möchte hier nur

davor warnen, eine neue grosse Illusion aufkommen zu lassen. Bei allen unterentwickelten Völkern herrscht noch ein ausgeprägtes Sippen- und Stammesbewusstsein vor. Die Sippe, der Stamm muss auch zahlenmässig stark sein, um gegen die andern Sippen und Stämme bestehen zu können. Kinderlose Ehen gelten in der Regel als eine Schande. Je mehr Kinder, um so angesehener die Familie. Niemand denkt daran, die Anzahl der Kinder einzuschränken, um dann den Nachkommen eine bessere Erziehung auf den Weg geben zu können. Solche Überlegungen macht man bei uns, aber nicht in Asien und Afrika, es sei denn bei den dünnen Oberschichten. Ich habe es oft miterlebt, wie die Farbigen nach allen möglichen Präparaten verlangen, von denen sie sich eine Wirkung gegen die Sterilität versprechen, wie etwa vom Penicillin. Dagegen lehnen sie die antikonzeptionellen Mittel mit Entrüstung ab. Ein Arzt in Algerien sagte mir einmal: «Mit Babypillen kann ich Milliardär werden, mit Antibabypillen hingegen riskiere ich den Kopf oder kann ich verhungern.»

Persönlich verspreche ich mir von dieser Art der Geburtenkontrolle nicht das geringste. Einzig die erwähnte dünne Oberschicht spricht darauf an. Der Effekt wäre also, dass man derweise jene Schicht noch mehr verdünnt, die man verbreitern sollte, während sonst alles beim alten bleibt. Erst wenn die Massen eine höhere Entwicklungsstufe erreichen, wird sich die Geburtenfrage von selber regeln, denn dann erwacht das Verantwortungsbewusstsein für die Zukunft der Söhne und Töchter. Die Geburtenkontrolle ist also kein Ersatz für die Entwicklungshilfe, sondern der beängstigende Anstieg der Bevölkerung in den unterentwickelten Ländern macht die Entwicklungshilfe besonders notwendig und dringlich.

Zersplitterung ist kein Nachteil

Viel kritisiert wird auch die Tatsache, dass die Entwicklungshilfe bei uns in der Schweiz in so zahlreiche verschiedene Organisationen zersplittert sei. Darauf möchte ich klipp und klar antworten: Zum Glück ist es so! Wenn wir nämlich die dreissig schweizerischen Entwicklungswerke zu einer einzigen Organisation fusionierten, so würden die gleichen Kritiker wieder auf den Plan treten und sagen, dass ein derartiges Mammutgebilde nicht mehr überblickbar und der einzelne Spender nicht mehr in der Lage sei, zu kontrollieren, wohin eigentlich das Geld gehe. Und in diesem Falle hätten die Kritiker vermutlich auch recht. Ich selber gäbe übrigens keinen Batzen an eine Einheitsorganisation, wo die Bürokratie an die Stelle der persönlichen Hingabe und des persönlichen Elans treten müsste. Eine solche Organisation widerspräche auch unserm föderalistischen Denken. Der vielgehörte Vergleich mit dem Roten Kreuz hinkt. Das Rote Kreuz ist eine Katastrophenhilfe mit stets wechselndem und relativ kurzem Einsatz, während die Entwicklungshilfe Aufbau auf lange Sicht in zahlreichen Staaten zugleich verlangt, was keiner zentralen Steuerung bedarf. Der Hinweis auf das Rote Kreuz ist also ebenso abwegig wie der Vergleich eines gemeinnützigen Frauenvereins mit der Feuerwehr.

Ladies first, gebietet die Höflichkeit. Wenn ich aber nun sage Ladies last, so möge man mir dies nicht als Unhöflichkeit ankreiden. Ich fand es nur logisch,

Ihnen zuerst die Problematik der Entwicklungshilfe auseinanderzusetzen und über den Einsatz der Frauen erst zuletzt ein Wort anzufügen.

Es ist selbstverständlich, dass die Mitwirkung der Frau in der Entwicklungshilfe unentbehrlich ist. Die Frauen sind die getreuen Begleiterinnen und Helferinnen unserer jungen Pioniere in Asien und Afrika, die dort oft für Jahre verpflichtet sind. Ihre Hausgemeinschaft soll an sich schon beispielgebend sein. Ganz besonders wertvoll erweist sich dies in den Kontaktnahmen unserer Frauen mit den farbigen Frauen. Sie können ihnen viel leichter beratend und helfend zur Seite stehen als der Pionier, der als Alleinstehender gerne wie ein Abenteurer wirkt. Doch ganz abgesehen von der Frau als Stütze ihres Gemahls, ist der weibliche Einsatz bei der Ausbildung von Krankenpflegerinnen, Lehrerinnen und Hausgehilfinnen nicht wegzudenken. Die allzu direkte und unmittelbare Intervention der Frau zur Reformierung erweckt freilich oft auf der Gegenseite Argwohn und Ablehnung. Zu viel Eifer ist da nur schädlich. Besser ist es immer, farbige Lehrerinnen und Familienberaterinnen auszubilden, die dann bei ihresgleichen weit mehr Gehör und Bereitschaft für Reformen vorfinden, ob es sich nun um die Gartenpflege, die Hygiene oder die Kindererziehung handelt.

Da ich mich hier auf die Problematik der Entwicklungshilfe im allgemeinen konzentriere, erübrigt sich eine Aufzählung dessen, was bisher in der Schweiz in bezug auf die Beteiligung der Frau geschehen ist. Es darf sich sehen lassen. Dennoch gestatte ich mir, zum Schluss eine Kritik anzubringen, die zugleich einem Wunsche gleichkommt. Auf der einen Seite treten unsere Organisationen der Entwicklungshilfe zu wenig an die Frauenverbände heran, um sie zur Mitwirkung für ganz bestimmte Projekte beizuziehen. Es ist nicht damit getan, die Frauenvereine – entschuldigen Sie den Ausdruck – bloss als Melkkühe, also als Geldspender zu gewinnen. Man muss sie als aktive Mithelferinnen bei der Ausarbeitung und Realisierung der Projekte zur Seite haben. Auf der andern Seite genügt es nicht, wenn sich die Frauenvereine mit gefühlsbetonten Resolutionen für die Entwicklungshilfe einsetzen und sich mit mehr oder weniger grossen Spenden die Sache vom Halse halten. Sie müssen selber mehr Initiative zeigen, um an der konstruktiven Arbeit teilzunehmen. Hier klafft noch eine Lücke zwischen den entsprechenden Organisationen und den Frauenvereinen. Die notwendige Zusammenarbeit, die weit über das landläufige Verständnis hinausgeht, lässt noch zu wünschen übrig, obwohl sie sich eigentlich aufdrängen sollte. In diesem Sinne, Frau Präsidentin, möchte ich Ihnen zuhanden Ihres Vereins zwei Dokumentationen zum Studium übergeben, die in das Konkrete hineinreichen und Ihnen dienlich sein könnten. Es handelt sich um Ausführungen des Dienstes für technische Zusammenarbeit, der dem Politischen Departement unterstellt ist, und der politisch und konfessionell neutralen Helvetas, die ein Frauenprojekt für Nepal ausgearbeitet hat.

Die Frau sollte meiner Ansicht nach angesichts der ganzen Problematik der Entwicklungshilfe schon darum mittun, um den Tendenzen der rein materiell eingestellten Kreise entgegenzuwirken und mit ihrem seelischen Einfühlungsvermögen beizutragen, allen Bestrebungen einen tieferen Sinn zu geben. Ich möchte Ihnen darum eine Stelle aus der Rektoratsrede des um die Entwicklungshilfe

hochverdienten Herrn Professor Rudolf Geigy zitieren, der im Jahre 1962 an der Jahresfeier der Universität Basel gesagt hat: Wir müssen «gleichzeitig dafür sorgen, dass neben dem Technischen des Berufes auch das Ethische nicht vergessen bleibt und gebührend eingeprägt wird. Denn hier, wie schon oft in der Menschheitsgeschichte, droht wieder neu das Aufkommen eines wild um sich greifenden Materialismus und Egoismus, und man könnte mit dem Vorhaben, zivilisieren zu wollen, Gefahr laufen, den Menschen zu töten und die Zahl der Entwurzelten zu erhöhen.» In diesen prägnanten Worten ist die weitestgreifende Problematik der Entwicklungshilfe umrissen und zugleich der Wegweiser gegeben für Sie, meine Damen, wie Sie sich aktiver und konstruktiver künftighin in ein Werk eingliedern können, das meines Erachtens bei aller Problematik Gottes Gebot ist.

Aus unseren Sektionen

In der Sektion Zürich

des Gemeinnützigen Frauenvereins, vor allem in deren leitendem Ausschuss macht man sich schwerwiegende Sorgen über den fehlenden Nachwuchs, sowohl bei den Mitarbeiterinnen als auch im Personalsektor. Die Arbeit bleibe immer an den gleichen Mitarbeiterinnen hängen, und es sei äusserst schwer, neue zu finden. Man stellt sich ernsthaft die Frage, «ob die idealistische Einsatzbereitschaft nachgelassen habe oder ob die Ansicht vorherrsche, es gebe in einem beinahe Sozialstaat für private Initiative und Hilfe nichts mehr». Zwar seien Geld- und Materialsammlungen immer erfolgreich, Opfer an Zeit und Kraft aber würden nur mehr sporadisch für kurzfristige Unternehmen geleistet. Vor allem scheuen sich viele, Verantwortung zu übernehmen. Dabei hätten wir allen Grund, die Dankesschuld abzutragen, die wir in unserm geordneten Leben empfinden sollten, um dort zu helfen, wo es immer noch nötig ist, ohne an Erkenntlichkeit zu denken.

Der Mitgliederbestand der Sektion Zürich ist leider etwas rückläufig. Einer grossen Zahl von Todesfällen stehen nur 15 Neueintritte gegenüber. Im Vorstand und in den zahlreichen Kommissionen gab es zahlreiche Mutationen, doch fanden sich glücklicherweise überall Ersatzleute für ausfallende Mitglieder. Die Vereinstätigkeit war sehr vielgestaltig mit Versammlungen und verschiedenen Festchen. In den zahlreichen Liegenschaften, die der Sektion gehören, mussten fast überall Renovationen und Reparaturen vorgenommen werden, die grösste davon im Wohnheim für alleinstehende Frauen, wo die gesamte Fassade erneuert werden musste. Zur Entlastung gingen der Zürcher Sektion Stiftungen und Gaben bei Trauerfällen in der Höhe von Fr. 5620.– und Legate von Fr. 8000.– zu. Auch von verschiedenen Institutionen wurden Fr. 2400.– gestiftet. Angesichts der Tatsache, dass das Barkapital zehn grosse Institutionen und deren Bedürfnisse in zwölf vereinseigenen Liegenschaften finanzieren muss,

waren die Gaben besonders willkommen. Immer wieder Schwierigkeiten bringt das Personalproblem, das zum Unerfreulichsten in der Vereinsarbeit gehört. Mit dem Dank an alle Mitarbeiterinnen, Gönner und Freunde schliesst die Präsidentin, Frau Grossmann-Kull, ihren Bericht.

Vielfältig war auch die Tätigkeit der Haushaltungsschule, wo in langfristigen Kursen 185 Schülerinnen und in kurzfristigen 476 Teilnehmerinnen geschult wurden. In den Lehrerinnenkurs wurden 17 Schülerinnen aufgenommen, und das Diplom des Hausbeamtinnenkurses erhielten ebenfalls 17 Schülerinnen. 19 Seminaristinnen absolvierten das Schlussexamen.

Trotz einem erfolgreichen Basar ergab sich ein Betriebsdefizit von Fr. 18 574.23. Dies macht für die Zukunft eine Erhöhung der Schulgelder notwendig.

In den zahlreichen Kinderkrippen wechseln die Mitarbeiterinnen leider viel häufiger als früher. Auch bereitet die Verschiedenartigkeit der Kinder (vielfach von ausländischen Arbeitskräften) bedeutende Mehrarbeit. Erfreulich ist immer wieder die Ausbildung von Lehrtöchtern, doch müssen diese stärker gesiebt werden, der Verantwortung wegen, die ihnen später übertragen wird. Das Altersheim für Hausangestellte verzeichnete den Einzug einer Krankenschwester und die Schenkung einer vollautomatischen Waschmaschine durch eine Mieterin. 86 treue Hausangestellte konnten geehrt werden, darunter eine mit 60 Dienstjahren. Die aufgestellten Sparkässeli und die Sammlung von Spar- und Rabattmarken ergaben recht schöne Beträge als willkommene Zuschüsse. *-rn-*

Hinweise

Eine Warnung

Vor längerer Zeit schon erreichte uns eine Zuschrift, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Es ist darin von einem Kuriosum die Rede, das wir weder dramatisieren noch bagatellisieren dürfen.

Eine Flut von deutschen Kriegstatsachenberichten wird auf den Büchermarkt geworfen. Solche Bücher müssen mit Vorsicht ausgelesen werden. Noch lange nicht alle Autoren schreiben historisch unvoreingenommen. Bei zu vielen Autoren hätte die deutsche Wehrmacht gesiegt, wenn ... Im Ullstein-Verlag erschien das Buch «Verbrannte Erde» von Paul Carell. Dieser Autor, wenn der Herr diese Bezeichnung überhaupt verdient, schrieb unter anderem «Wüstenfüchse» (Afrikafeldzug), «Unternehmen Barbarossa» (Russlandfeldzug), «Sie kommen!» (Invasion). In seinem neusten Werk, «Verbrannte Erde», schreibt Paul Carell unter anderem: Die Schweiz hat 14 deutsche Spione hingerichtet! Ferner behauptet er in diesem Buch, durch den Schweizer Nachrichtendienst seien alle Aufmarschpläne Hitlers und Reservenbestände an Moskau verraten worden.

Wer ist dieser Autor Paul Carell? Niemand anders als der berüchtigte Nazi-Gesandte Paul Schmidt in Ribbentrops Aussenministerium. Bekanntlich äusserte

damals der Gesandte Paul Schmidt gegenüber der Schweizer Presse, deren Redakteure gegen das «Neue Europa» schrieben: Man wird kurzen Prozess mit ihnen machen. Vielleicht werden sie ihre Heimat in den Steppen Asiens finden, aber vielleicht wird es noch besser sein, wenn man sie ins Jenseits befördert! Wie objektiv diese Tatsachenberichte des Herrn Ex-Nazi-Gesandten sind, beweist sein neustes Werk. Darum, liebe Leser und Buchhändler, Hände weg von einem Paul Carell, alias Paul Schmidt! *H. H., Zollikon*

(Aus «Domino», der Schweizer Bücherzeitung)

Die Schweizerische Stiftung für Gemeindestuben dankt in ihrem Jahresbericht 1966 dem nach 18 Jahren erfolgreicher präsidialer Tätigkeit verstorbenen Prof. Dr. Fritz Blanke. In Basel haben die Guttempler ein Studentenheim mit 83 Zimmern, einem grossen Saal und Gesellschaftsräumen gebaut. In Schaffhausen hat die Gesellschaft für alkoholfreie Gaststätten die Verpflegungsbetriebe auf der Kunsteisbahn und im Schwimmbad übernommen. Eine glückliche Kombination, die auch Frauenvereinen dienlich sein könnte, die mit Saisonbetrieben ganz besonders anfällig für Personalprobleme sind. Das «Kreuz» in Herzogenbuchsee darf auf 75 Jahre seines Bestehens zurückblicken. Es wurde demnach ein Jahr vor dem Wysshölzli, der Heilstätte für alkoholgefährdete Frauen, ebenfalls eine Frauengründung im gleichen Dorf, gegründet. Seine Ausstrahlung ist sein bester Geschichtsschreiber. Mit uns werden noch viele Frauen dankbar an persönliche Beziehungen mit Amy Moser denken, die ihr Leben dem Ausbau des «Kreuz» gewidmet hat und vor neun Jahren in ihrem 90. Lebensjahr verstorben ist. Die Selbstbedienungsbetriebe der grossen Einkaufszentren arbeiten unter günstigen Kostenfaktoren. Die Behaglichkeit einer erholsamen Stätte während der Mittagspause können sie aber kaum gewähren; den Geist des Hauses zu pflegen ist daher der Gemeindestube vorbehalten ebenso wie die sonntägliche Ausweichmöglichkeit für das Familienessen.

Radiosendung, Mittwoch, 4. Oktober, um 14 Uhr: Vorsicht in Geldsachen!
Frauen fallen so leicht herein. Aus den Erfahrungen einer Rechtsberatungsstelle.

M. H.

Die Hausfrau als Finanzmacht

In unserer heutigen Gesellschaftsform ist der private Haushalt, volkswirtschaftlich betrachtet, eine Stelle, die verbraucht. Käuferin, Verbraucherin ist zur Hauptsache die Hausfrau, der nebst andern neuen Aufgaben vermehrt die private Geldverwaltung vom Ehemann ganz oder zu einem grossen Teil übertragen wird. In Deutschland wird vom Bundesausschuss für volkswirtschaftliche Aufklärung das verfügbare Einkommen für den privaten Verbrauch für das Jahr 1965 vorläufig mit 199,4 Milliarden DM angegeben. Davon gehen zirka 70 Prozent oder rund 140 Milliarden DM durch die Hände der Hausfrauen. In Österreich rechnet man sogar, dass rund 75 Prozent des Volkseinkommens von den Hausfrauen in Umlauf gesetzt werden, wobei die Frau auch bei den restlichen 25 Prozent einen mitbestimmenden Einfluss ausübt, was und wie gekauft, verbraucht und – gespart wird.

Bei uns in der Schweiz liegen die Verhältnisse sehr ähnlich. Die Zahl der weiblichen «Finanzminister» stieg in den letzten Jahren stetig an. Eine diesbezügliche Untersuchung von 600 Anfragen an meine Budgetberatungsstelle hat ergeben, dass sich der Prozentsatz der Einkommensverwalterinnen im privaten Haushalt in den zwei letzten Jahren von 49 auf 61 Prozent im Jahre 1966 erhöht hat. Die Hausfrau bekommt in allen diesen erwähnten Fällen vom Ehemann den ganzen Zahltag zur Verwaltung in die Hand gedrückt. Diese Untersuchung zeigt, dass nur noch in 26 Prozent der Fälle der Ehemann das Einkommen verwaltet und die Frau lediglich ein bestimmtes Haushaltungsgeld zur Verfügung hat. 12,5 Prozent der Ehepaare verwalten den Lohn gemeinsam, wobei jedoch wiederum meistens die Hausfrau Zahlungen und Einkäufe erledigt. Laut «Volkswirtschaft» betrug für das Jahr 1965 das verfügbare Volkseinkommen in unserem Lande 38,45 Milliarden Fr. Rechnen wir auch bei uns mit mindestens 70 Prozent, die davon durch die Hände der Frauen fliessen, ergibt dies die gewaltige Summe von rund 27 Milliarden Fr. Dieser Finanzmacht ist sich die Schweizerin viel zuwenig bewusst, könnte sie doch den Wirtschaftsmarkt durch ihre Kaufs- und Verbrauchsentscheidungen sehr wesentlich beeinflussen. Das setzt allerdings ein grosses Fachwissen, umfangreiche Konsumorientierung, kritisches, preisvergleichendes Einkaufen, richtige Einschätzung von Reklame und Werbung und nicht zuletzt dispositives Denken und Handeln voraus. Wie Bundeswirtschaftsminister Schmücker (Deutschland) sehr treffend sagt, «dient alles Wirtschaften letztlich dem *Verbraucher, der die Spielregeln des Marktes kennen und richtig anwenden muss*». Man hat vielleicht in den letzten Jahren zugunsten der beruflichen die hauswirtschaftliche Aus- und Weiterbildung der Frau etwas vernachlässigt. Der Hausfrauenberuf verlangt jedoch ein sehr umfangreiches Wissen und Können. Wohl verdient der Mann das Geld, aber erst die Frau gibt ihm den Wert. Fehlentscheidungen beim Kauf von Verbrauchs- und Gebrauchsgütern, mangelhaftes Fachwissen bringen persönliche Nachteile. Falsch eingesetzte Konsumkraft wirkt sich stets negativ aus.

Die Undurchsichtigkeit und Vielfalt des Marktes, ständig neu auftauchende Produkte und Materialien lassen den Käufermarkt für die Frau (und für den Mann) immer differenzierter und undurchsichtiger werden. Eine grosse Hilfe für die Hausfrauen wäre eine intensive Verbraucherberatung, wie dies bereits mit leider viel zuwenig finanziellen Mitteln das Schweizerische Institut für Hauswirtschaft, die Aktionsgemeinschaft für Konsumentenschutz, die Arbeitsgemeinschaft der deutschschweizerischen Budgetberatungsstellen und andere Institutionen durchführen. Eine verstärkte Verbraucherberatung ist dringend notwendig, doch muss jede Hausfrau auch bereit sein, sich vermehrt informieren zu lassen, sich weiterzubilden. Nur so kann ihre Macht als Käuferin auf dem Wirtschaftsmarkt optimal eingesetzt werden. Voraussetzung dazu ist allerdings in erster Linie, dass die Hausfrau als Finanzminister ihrer Aufgabe gewachsen ist. Gesunde Familienfinanzen bedeuten ein gesundes Staatswesen. Deshalb müssen die Hausfrauen ihre gewaltige Finanzmacht nutzbringend einsetzen, zum Wohl der eigenen Familie wie zum Wohl des Staates. *Trudy Froesch*

(Mitteilungsblatt für Frauen- und hauswirtschaftliche Organisationen)

swissa jeunesse

Elegant, präzis, grundsolid —
die Wahl der Zufriedenen

Verkauf durch den Fachhandel

Aug. Birchmeiers Söhne
Schreibmaschinenfabrik
4853 Murgenthal Tel. 063 3 40 19

Das gemütliche Haus
mit Tradition

Hotel-Restaurant

Falken, Thun

zwischen Bern und Interlaken
Direkt an der Aare

Für Herbstferien
Pauschal-Pensionspreis Fr.35.–
auch Vegetarische Menus

E. Hunziker-Ritschard, Inhaber
Telefon 033 2 61 21

Wollen Sie verkaufen,
etwas empfehlen?

Wir verkaufen Raum –
Inseratenraum!

031 541111

Büchler-Inseratregie

Zi bunt

Grobgewebe

für Ihre Wohnung

Aus Jute: preiswert, gezwirnt
aus Leinen: garantiert licht- und kochecht

Quellennachweis

ZIHLER AG, BERN

Wenn in **Bern**
dann

Pergola + Daheim

Restaurant (alkoholfrei) — Tea-Room
Hotelzimmer

Ruhige Räume für Sitzungen und Zusammenkünfte. Mit Tram Nr. 3 nur 3 Minuten vom Bahnhof (Haltestelle Hasler).

Belpstrasse 41 — Telefon 031 45 91 46
Parkplätze vor und hinter dem Hause

HOTEL HIRSCHEN SURSEE

empfiehlt sich den verehrten
Frauenvereinen bestens.
Grosse und kleine Lokalitäten.
Prima Küche.
Grosse Dessert-Auswahl.

Tel. 045 4 10 48 **M. Wüest**

G Schweizerische Landesbibliothek
Filialen-Fächer Z
3005 Bern

AZ 3084 Wabern

BUFFET
H B
ZURICH

Bankett-Zimmer
im
1. Stock

Alkoholfreie Kaffee- und Küchliwirtschaft...
bevorzugt von Jugendgruppen

Die alkoholfreien Gaststätten unserer Sektionen

empfehlen sich allen Mitgliedern für gute Verpflegung in jeder Preislage und gute Unterkunft

BADEN:	**Restaurant Sonnenblick,** Haselstrasse 6, Tel. (056) 2 73 79
BURGDORF:	**Restaurant Zähringer,** Rütschelengasse, Tel. (034) 2 35 64
LUZERN:	**Alkoholfr. Hotel-Rest. Krone,** Weinmarkt 12, Tel. (041) 2 00 45
	Alkoholfr. Hotel-Rest. Waldstätterhof, Zentralstr. 4, Tel. (041) 29166
ROMANSHORN:	**Alkoholfr. Volksheim Schloss,** Schlossberg, Tel. (071) 63 10 27
ST. GALLEN:	**Alkoholfr. Restaurant Habsburg,** Burggraben 26, Tel. (071) 22 20 28
SOLOTHURN:	**Alkoholfr. Gasthaus Hirschen,** Hauptgasse 5, Tel. (065) 2 28 64
STEFFISBURG:	**Alkoholfr. Hotel-Rest. z. Post,** Höchhausweg 4, Tel. (033) 2 96 16
THUN:	**Alkoholfr. Hotel-Rest. Bären,** Marktgasse 7, Tel. (033) 2 59 03
	Alkoholfr. Hotel-Rest. Thunerstube, Bälliz 54, Tel. (033) 2 9952
Sommerbetriebe:	**Alkoholfr. Restaurant Schloss Schadau,** Tel. (033) 2 25 00
	Alkoholfr. Strandbad-Restaurant, Tel. (033) 2 37 74

Freude und Einsatzbereitschaft für gemeinnützige Tätigkeit, verbunden mit fachlichem Können, erstrebt die

Vorsteherinnenschule

in der Ausbildung von Leiterinnen alkoholfreier Restaurants und Hotels. Sie umfasst ein Kursjahr mit praktischer Einführung und theoretischem Unterricht und ein Berufsbewährungsjahr mit Diplomabschluss. Freie Station und steigender Lohn während der ganzen Ausbildung.

Für Interessentinnen, die schon über einige Erfahrung verfügen, bestehen angepasste, kürzere Einführungsmöglichkeiten.

Ausführliche Prospekte. In Zuschriften bitte Alter und bisherige Tätigkeit angeben.

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften, Hauptbüro, Dreikönigstrasse 35, 8002 Zürich. Telephon (051) 23 86 93